
NZZ Online

Donnerstag, 11. November 2010, 10:47:55 Uhr, NZZ Online

23. September 2003, Neue Zürcher Zeitung

Etwas Absurderes gibt es wohl nicht

Jean-Philippe Toussaints neuer Roman «Sich lieben»

Das unvermittelte Eintreffen eines Fax kann einen Liebesakt jäh unterbrechen. Ein Paar in einem Hotelzimmer, die sexuelle Lust steigt an «wie Säure», bemerkt der Ich-Erzähler, «die Wollust überwältigte uns», und plötzlich: ein Klicken, der Fernseher schaltet sich wie von Zauberhand ein und sendet eine Mitteilung der Hotelreception: «You have a fax.» Aus. Der Erzähler ist «durch den Vorfall wie vor den Kopf geschlagen», unfähig, die Umarmung fortzusetzen; die Geliebte, ihrer Lust scheinbar willkürlich beraubt, verflucht ihn: «Du kotzt mich an.»

Die Direktion konnte nicht wissen, was sie so dienstbeflissen unterbrach: keinen zärtlichen Akt, sondern eine wütende Umklammerung, eine ausschliesslich «sexuelle Beziehung zwischen unseren Körpern», einen «Kampf zweier paralleler Gelüste»: einen Trennungs-Akt. Davon ist der Ich-Erzähler jedenfalls überzeugt, immer wieder beschwört er die Unausweichlichkeit des nahenden Endes der Liebe; die Träne auf der Wange seiner Marie, deren Zerplatzen «in meinem Geist wie eine Explosion widerhallte», wird zum Sinnbild der Verzweiflung - die sich indes nicht adäquat artikuliert, sondern in coolem Understatement heruntergestimmt wird zu lauen Reflexen, zum wehr- und trostlosen Gedanken, «dass ich sie vielleicht, tatsächlich, nicht mehr liebte».

Der belgische Schriftsteller Jean-Philippe Toussaint ist von jeher ein Minimalist und ein Meister in der Analyse fatalistischer Selbstdekonstruktion. Sein leichter Stil tendiert zur Parenthese, zur sich selbst für überflüssig erklärenden Einfügung, die sich dann doch als erhellende Präzisierung entpuppt oder auch als subtiles Entweder-oder. «Vielleicht» oder «tatsächlich»? Das ist die Frage, die sich stellt und die bis zum Schluss offen bleibt. In seinen frühen Romanen «Das Badezimmer», «Monsieur», «Der Photoapparat» mag Toussaint den Parenthesenstil gelegentlich zur Manier forciert haben, bei allem Charme, der dem Autor immer schon zu eigen war; im neuen Buch mit dem schönen (weil gar nicht so einfachen) Titel «Sich lieben» zeigt sich nun, wozu Toussaints stilistisches Instrumentarium tatsächlich taugt. Die spezifische Ironie des Textes bringt nämlich eine permanente Doppeldeutigkeit hervor, die das sinnliche Vergnügen an der Leichtigkeit der Schreibweise zugleich zu einem intellektuellen Vergnügen werden lässt. Die Geschichte «Sich lieben» (was zunächst ganz körperlich zu verstehen ist, «faire l'amour») entwickelt sich zu einem Diskurs über die Schwierigkeit, sich zu lieben - vor allem aber: damit aufzuhören.

Ein Paar reist nach Tokio. Sie ist eine mondäne Modedesignerin und Künstlerin, anlässlich einer Ausstellung unterwegs, «eingedeckt mit Terminen und Arbeit», er dagegen: «ohne Status, in ihrem Schatten, letztlich ihr Begleiter, ihr Gefolge und Geleit». Eine prekäre Konstellation, die der Erzähler in seinem habituellen Stoizismus von vornherein nur als günstige Gelegenheit des Abschiednehmens begreift: Marie sei nach sieben Jahren nun im Begriff, so spekuliert er, «auf dieser grossen Tour unsere letzten Liebesreserven zu verheizen». Folgerichtig artet der Liebesakt im Dämmerzustand des Jetlags zu einem Körperkampf aus, man küsst sich nicht, man streichelt sich nicht, es sei denn mechanisch, sexuell, man «liebt sich» nur. Aber sogar das scheitert, weil die Aussenwelt in den Intimbereich eindringt, ihn sprengt, wenn auch auf japanisch-sanfte Art. Der Erzähler kapituliert, zieht sich zurück, «wobei ich ihr, etwas Absurderes gibt es wohl nicht,

zuflüsterte, wir hätten ein Fax erhalten».

Die wunderbare Musikalität des Textes verdankt sich offenbar nicht zuletzt seiner kontrapunktischen Faktur: Der Liebesakt, als Trennungs-Akt konzipiert, scheitert, und das heisst nun: es ist weniger die Liebe als die Trennung, die sich nicht vollziehen lässt. Der Protagonist macht sich davon, sucht das Hotelschwimmbad im 27. Stock auf, um nachher zu erfahren, dass Marie ihn, den vermeintlich Unsichtbaren, von der Strasse aus «deutlich» gesehen hat. Später will er das Fax abholen, doch Marie ist ihm zuvorgekommen. Dann, auf der Strasse, nach einem Streit, werden das Hinfallen eines Regenschirms und die einmütige Weigerung des Paares, ihn aufzuheben, zum Anlass, den Weg gemeinsam fortzusetzen. So gibt es zu jeder Tendenz im Kopf des Erzählers eine Gegenteilendenz, die die erstere gewissermassen aufhebt. Zwar heisst es: «Wir liebten uns noch, aber ertrugen uns nicht mehr. In unserer Liebe war genau dies eingetreten: taten wir uns insgesamt gesehen immer noch mehr Gutes als Böses an, so war doch das wenige Böse, das wir uns antaten, jetzt unerträglich geworden.» Doch ebendies wird wiederum relativiert: Wirklich unerträglich ist allein die Vorstellung, die der Erzähler so intensiv auf den Plan ruft - die von der endgültigen Trennung. Denn kaum ist Marie einmal für einen Augenblick von der Bildfläche verschwunden, und sei es buchstäblich, von der Bildfläche eines Monitors im Ausstellungsraum, stellt sich das schmerzliche Verlangen ein, sie wiederzusehen.

Wenn das Aussprechen eines Namens - des Namens Marie - mit heimlicher Wollust geschieht, dann ist man, ob man es will oder nicht, Gefangener der Liebe. «Ich habe dir einen Brief geschrieben, Liebster», sagt die Geliebte am Telefon. Sie «nahm mich an der Hand und liess mich um mich selbst Pirouetten drehen», stellt der Erzähler beinahe resigniert fest. Faire l'amour - wo wird die Liebe gemacht? Im Himmel offenbar. Der denkende Mensch mit seinen kleinlichen Reflexionen und läppischen Ängsten kommt nicht dagegen an. Das Wesen der Liebe besteht darin, dass sie sich nicht beenden lässt. Dies scheint Toussaint mitteilen zu wollen, ganz und gar toussaintesk natürlich, beiläufig, unpathetisch, parenthetisch, versteckt im offenen, schwebenden Schluss seines bisher schönsten Romans.

Martin Krumbholz

Jean-Philippe Toussaint: *Sich lieben*. Roman. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2003. 153 S., Fr. 33.50.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/2003/09/23/fe/article92spi_1.306586.html

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigung oder Wiederveröffentlichung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.
